



Peter
Cameron

Du
wirst
schon
sehen
wozu
es
gut
ist

Roman

Aus dem
Amerikanischen von
Stefanie Kremer

Knaus

Die Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel
«Someday this pain will be useful to you»
bei Farrar, Straus and Giroux, New York.

Ein Teil dieses Romans ist ursprünglich
auf nerve.com erschienen.



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. GFA-COC-1278
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *Munken Premium*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage
© 2008 der deutschsprachigen Ausgabe by
Albrecht Knaus Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: semper smile
Werbeagentur GmbH, München,
unter Verwendung eines Motivs von Getty Images
Gesetzt aus der Sabon von Greiner & Reichel, Köln
Druck und Einband: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-8135-0308-1

www.knaus-verlag.de

Für Justin Richardson
und zum Gedenken an
Marie Nash Shaw

1900–1993

Trag es und habe Geduld;
dereinst wird dieser Schmerz dir nutzen.

Ovid

Wenn man sich von ganzem Herzen nach jemandem sehnt, der einen liebt, schwillt dort ein Wahnsinn, der alle Vernunft aus den Bäumen und dem Wasser und der Erde rüttelt. Und nichts besitzt noch Leben, nur das weite, tiefe, bittere Begehren. Und das ist es, was ein jeder fühlt, von der Geburt bis zum Tod.

Denton Welch

Tagebuch, 8. Mai 1944, 23.15 Uhr

Donnerstag, 24. Juli 2003

Zufälligerweise war der Tag, an dem meine Schwester Gillian beschloss, dass ihr Name künftig mit hartem G auszusprechen sei, derselbe Tag, an dem meine Mutter aus den Flitterwochen zurückkehrte, vorzeitig und allein. Nichts von alldem überraschte mich. Gillian, die vor ihrem vierten Studienjahr am Barnard College stand, ging mit einem Professor der «Sprachwissenschaften» namens Rainer Maria Schultz aus und hatte infolgedessen einen gewissen Fanatismus in Sachen Linguistik entwickelt; sie ließ sich ständig über etwas aus, was sie «reine» Sprache nannte, und Gillian mit hartem G war vermutlich ein Beispiel dafür. Meine Mutter wiederum hatte sich ziemlich übereilt dazu entschlossen, einen komischen Kerl namens Barry Rogers zu heiraten. Gillian – Gillian – und ich hatten uns bereits gedacht, dass diese Ehe (die dritte meiner Mutter) nicht allzu lange halten würde, doch wir hatten angenommen, dass sie zumindest die Flitterwochen überdauern würde, auch wenn unsere Zweifel wuchsen, als wir hörten, dass die Hochzeitsreise nach Las Vegas gehen sollte. Meine Mutter, die Orte wie Las Vegas ihr ganzes Leben lang gemieden hatte, und die jeden, der dorthin fuhr oder auch nur mit dem Gedanken spielte, dorthin zu fahren, aus tiefstem Herzen verachtete, hatte auf besorgniserregende Weise, ganz, als wäre sie einer Gehirnwäsche unterzogen worden, verkündet, Flitterwochen in Las Vegas würden «Spaß machen» und seien eine nette

Abwechslung zu ihren bisherigen Hochzeitsreisen (Italien mit meinem Vater und die Galapagosinseln mit ihrem zweiten Mann). Jedes Mal, wenn meine Mutter sagte, etwas sei ein «Spaß» oder würde «Spaß machen», war das eine deutliche Warnung, dass etwas ganz sicher kein Spaß war und auch niemals Spaß machen würde, und als ich meine Mutter darauf aufmerksam machte – ich erinnerte sie daran, dass sie mir in dem Sommer, als ich zwölf war, gesagt hatte, das Segelcamp, in das sie mich gezwungen hatte, würde «Spaß machen» –, räumte sie zwar ein, dass das Segelcamp mir keinen Spaß gemacht habe, doch dies sei kein Grund, weshalb Flitterwochen in Las Vegas ihr keinen Spaß machen sollten. So schafften es die Erwachsenen – na ja, zumindest meine Mutter –, stets, sich selbst zu belügen.

Gillian und ich aßen gerade zu Mittag, oder jedenfalls saßen wir bei so etwas Ähnlichem wie einem Mittagessen, als meine Mutter vorzeitig von der Hochzeitsreise zurückkehrte. Es war ungefähr zwei Uhr. Gillian saß am Küchentisch und löste das Kreuzworträtsel der *New York Times*, was wir nicht durften, wenn meine Mutter zu Hause war, denn es stellte, wie sie uns immer wieder sagte, die einzig verlässliche Freude in ihrem Leben dar. Ich aß ein Rühreisandwich. Eigentlich sollte ich in der Galerie arbeiten, die meiner Mutter gehörte, die aber im Grunde von einem jungen Mann namens John Webster geführt wurde, doch John hatte sich vernünftigerweise entschieden, die Galerie zuzumachen und Freunde in Amagansett zu besuchen, schließlich war meine Mutter garantiert nicht in der Stadt und mit all den unvorstellbaren Dingen beschäftigt, die eine 53-jährige Frau in ihren dritten Flitterwochen in Las Vegas beschäftigen mochten. Außerdem war es Juli, und die letzten Tage hatte niemand auch nur einen Fuß in die Galerie gesetzt, und so konnte ich für den Rest der Woche tun, was

ich wollte. Natürlich durfte ich meiner Mutter nichts davon erzählen, denn sie glaubte, jeden Augenblick könnte jemand die Galerie betreten und (für 16000 Dollar) einen Mülleimer kaufen, der mit aus verschiedenen Ausgaben der Bibel, der Thora und des Korans herausgerissenen Seiten beklebt war. Meine Mutter hatte die Galerie vor etwa zwei Jahren, nach der Scheidung von ihrem zweiten Mann, eröffnet, da sie etwas «tun» wollte, was jedoch keinesfalls, wie man vielleicht hätte vermuten können, Arbeit bedeuten sollte: Etwas «tun» bestand darin, sich Unmengen neuer Klamotten zu kaufen (sehr teure Klamotten, die man «dekonstruiert» hatte, was, soweit ich das beurteilen konnte, hieß, dass man ein paar Nähte aufgerissen oder Reißverschlüsse an Stellen angebracht hatte, an denen Gott keine Reißverschlüsse vorgesehen hat), da Galeriebesitzer nun einmal aussehen müssen wie Galeriebesitzer und mit Konservatoren, Kunstbeauftragten von Unternehmen oder gelegentlich auch einem echten Künstler in sehr teuren Restaurants essen gehen. Vor der Hochzeit mit ihrem zweiten Mann hatte meine Mutter recht erfolgreich als Herausgeberin von Kunstbüchern gearbeitet, und offenbar ist es unmöglich, jemals wieder einer geregelten Arbeit nachzugehen, wenn man einmal damit aufgehört hat. «Ach, ich könnte nie mehr dorthin zurück, es ist so trostlos, und das Letzte, was die Welt braucht, ist noch ein Bildband», hörte ich sie mehr als einmal sagen. Als ich sie fragte, ob sie denn glaube, die Welt brauche Mülleimer aus Aluminium, die mit aus der King-James-Bibel herausgerissenen Seiten beklebt sind, sagte sie, nein, so etwas brauche die Welt nicht, und genau das mache sie zu Kunst. Darauf sagte ich, wenn die Welt keine Bildbände brauche, müssten die ja ebenfalls Kunst sein – wo liege da der Unterschied? Meine Mutter sagte, der Unterschied liege darin, dass die Welt *glaube*, sie brauche Bildbände, dass die Welt Bildbände

wertschätze, doch die Welt glaube eben nicht, dass sie beklebte Mülleimer brauche.

Gillian und ich saßen also in der Küche, sie war in das Kreuzworträtsel vertieft, und ich aß mein Rühreisandwich, als wir hörten, wie die Eingangstür aufgesperrt wurde – oder, genau genommen, zugesperrt wurde, denn wir hatten sie leichtsinnigerweise unversperrt gelassen, und so wurde sie zuerst zu- und dann aufgesperrt –, was einen Augenblick dauerte, in dem meine Schwester und ich einander bloß ansahen und nichts sagten, denn wir wussten instinktiv, wer die Tür aufschloss. Mein Vater hat die Schlüssel für unsere Wohnung, und es wäre durchaus naheliegend gewesen – na ja, jedenfalls näherliegend –, dass er an der Tür war, schließlich sollte meine Mutter ja auf Hochzeitsreise in Las Vegas sein, doch aus irgendeinem Grund wussten Gillian und ich sofort, dass es unsere Mutter war. Wir hörten, wie sie den Rollenkoffer über die Türschwelle zerrte (meine Mutter reist nicht mit leichtem Gepäck, schon gar nicht in die Flitterwochen), dann hörten wir, wie der Koffer umfiel, dann hörten wir, wie sie die Bücher und Zeitschriften und den ganzen anderen Kram, der sich in ihrer Abwesenheit auf der Couch angesammelt hatte, auf den Boden warf, und dann hörten wir, wie sie sich auf die Couch fallen ließ und leise und nachdrücklich sagte: «Scheiße.»

Einen Moment lang saßen wir in fassungslosem Schweigen da. Es war fast, als glaubten wir, dass, wenn wir uns nur still verhielten und nicht entdeckt würden, sie wieder umkehren würde – von der Couch aufstehen, den ganzen Kram zurücklegen, den Koffer aufrichten, sich damit wieder davonmachen, zurück nach Las Vegas fliegen und die Hochzeitsreise fortsetzen würde.

Doch das geschah natürlich nicht. Einen Augenblick später hörten wir, wie sie wieder aufstand, näher kam.

«Du lieber Himmel», sagte meine Mutter, als sie in die Küche trat und uns sah, «was macht ihr zwei denn hier?»

«Was machst du denn hier?», fragte Gillian.

Meine Mutter ging zur Spüle und blickte missbilligend auf die schmutzigen Teller und Gläser. Sie machte den Geschirrschrank auf, aber der war leer, denn Gillian und ich hatten es vorgezogen, die Gläser kurz unter den Wasserhahn zu halten und wieder zu verwenden, anstatt sie zu spülen, einzuräumen und dann wieder zu verwenden. «Allmächtiger», sagte meine Mutter, «ich will doch nur einen Schluck Wasser. Einen einfachen Schluck Wasser! Mehr will ich doch gar nicht. Und wie alles, was ich jemals wollte, wird mir wohl auch das verwehrt.»

Gillian stand auf, fand ein noch halbwegs sauberes Glas in der Spüle, wusch es kurz aus und füllte es dann am Wasserhahn. «Hier», sagte sie und gab es unserer Mutter.

«Gott segne dich», sagte meine Mutter. Meine Mutter ist nicht sehr religiös, und ihre Ausdrucksweise beunruhigte mich. Beziehungsweise beunruhigte mich noch mehr, denn ihre unerwartete Ankunft hatte dies ja schon erreicht.

«Wie du meinst», sagte Gillian und setzte sich wieder.

Meine Mutter stand an der Spüle und nahm merkwürdige, kleine Schlucke aus dem Glas, wie ein Vogel. Ich dachte daran, dass ich einmal gelernt hatte, dass Vögel nicht schlucken können und deshalb, um zu trinken, den Kopf nach hinten kippen müssen, und dass sie ertrinken, wenn ihr Schnabel bei einem heftigen Regenguss offen ist und ihr Kopf nach hinten geneigt, auch wenn es mir ein Rätsel ist, warum sie bei Regen den Schnabel offen lassen und den Kopf nach hinten legen sollten. Schließlich war meine Mutter damit fertig, das Wasser auf diese seltsame Weise zu trinken, und machte, so schien es mir, eine große Show daraus, das Glas kurz auszuspülen und

in den Geschirrspüler zu stellen, was natürlich nicht ganz einfach war, da der Geschirrspüler schon voll mit (schmutzigem) Geschirr war.

«Was ist passiert?», fragte Gillian.

«Was passiert ist?»

«Ja», sagte Gillian. «Wieso bist du zu Hause? Wo ist Mr. Rogers?» Sowohl meine Schwester als auch ich nannten den neuen Mann meiner Mutter lieber beim Nachnamen, auch wenn wir wiederholt gedrängt worden waren, Barry zu ihm zu sagen.

«Ich weiß nicht, wo dieser Mann steckt, und ich will es auch gar nicht wissen», sagte meine Mutter. «Ich hoffe, dass ich Barry in meinem ganzen Leben nie mehr wieder sehe.»

«Nun, besser, du merkst das jetzt», sagte Gillian. «Obwohl ich annehme, es wäre noch besser gewesen, du hättest das gemerkt, bevor du ihn geheiratet hast. Oder bevor du eingewilligt hast, ihn zu heiraten. Oder bevor du ihn kennengelernt hast.»

«Gillian!», sagte meine Mutter. «Bitte.»

«Es heißt Gillian», sagte Gillian.

«Was?», fragte meine Mutter.

«Ich heiße Gillian», sagte Gillian. «Mein Name ist lang genug falsch ausgesprochen worden. Ich habe beschlossen, von nun an nur noch auf Gillian zu hören. Rainer Maria sagt, wenn man einem Kind einen Namen gibt und diesen Namen dann falsch ausspricht, ist das eine subtile und heimtückische Form der Kindesmisshandlung.»

«Das ist nicht meine Art. Wenn ich dich misshandeln wollte, dann ganz sicher nicht subtil oder heimtückisch.» Meine Mutter sah mich an. «Und du», sagte sie, «wieso bist du nicht in der Galerie?»

«John braucht mich heute nicht», sagte ich.

«Darum geht es nicht», sagte meine Mutter. «John braucht dich nie. Du gehst da nicht hin, weil du gebraucht wirst. Du gehst da hin, weil ich dich dafür bezahle, dass du da hingehst, damit du einen Ferienjob hast und den Wert eines Dollars kennenlernenst und weißt, was Verantwortung ist.»

«Ich gehe morgen hin», sagte ich.

Meine Mutter saß am Tisch. Sie nahm Gillian das halb gelöste Kreuzworträtsel weg. «Bitte räum den Teller ab», sagte sie zu mir. «Es gibt nichts Widerlicheres als einen Teller, von dem jemand ein Rühreisandwich gegessen hat.» Meine Mutter achtet sehr darauf, was die Leute in ihrer Umgebung essen. Sie erträgt es nicht mitanzusehen, wie jemand eine Banane isst, die vorher nicht komplett geschält und in appetitliche Häppchen zerteilt wurde.

Ich stand auf, wusch den Teller kurz ab und stellte ihn in den Geschirrspüler. Ich füllte Spülmittel ein und startete die Maschine. Keiner sagte etwas, denn es war klar, dass ich mich damit nur einschmeicheln wollte, doch es schien besänftigend auf meine Mutter zu wirken: Sie seufzte und legte den Kopf auf die Arme, die sie vor sich auf dem Tisch gekreuzt hatte.

«Was ist passiert?», fragte Gillian.

Meine Mutter antwortete nicht. Ich sah, dass sie weinte. Gillian stand auf und trat hinter sie, beugte sich hinab und umarmte sie und hielt sie fest, während sie schluchzte.

Ich ging den Flur hinunter ins Wohnzimmer und rief John in Amagansett an. Eine Frau hob ab. «Hallo?», sagte sie.

«Hallo. Ist John Webster da?»

«Wer spricht denn dort?», fragte die Frau in einem feindseligen und herausfordernden Ton, der zweifellos die Werbeanrufer abschrecken sollte.

«Hier spricht Bryce Canyon», sagte ich. Ich gebe nie meinen

richtigen Namen an, wenn jemand wissen will, «wer denn dort spricht». Es sollte heißen: «Mit wem spreche ich bitte?» oder «Darf ich Ihren Namen erfahren?»

«Er ist gerade nicht da, Mr. Canyon. Kann ich ihm etwas ausrichten?»

«Ja», sagte ich. «Das können Sie. Bitte sagen Sie Mr. Webster, dass Marjorie Dunfour unerwartet aus den Flitterwochen zurückgekehrt ist und dass Mr. Webster, sollte ihm etwas an seinem Broterwerb liegen, zurück in die Stadt kommen sollte, und zwar postwendend.»

«Post was?», fragte die Frau.

«Wendend», sagte ich. «Postwendend. Ohne Verzögerung. Sofort.»

«Vielleicht sollten Sie besser selbst mit ihm sprechen.»

«Ich dachte, er wäre nicht da?»

«Er war nicht da», sagte die Frau, «aber da kommt er gerade.»

Einen Moment später sagte John: «Hallo.»

«John, ich bin's», sagte ich.

«James», sagte er. «Was gibts?»

«Meine Mutter ist wieder da», sagte ich. «Sie ist eben angekommen. Ich dachte, das würdest du vielleicht gern wissen.»

«Ach, du Scheiße», sagte er. «Was ist passiert?»

«Ich weiß nicht genau», sagte ich, «aber Mr. Rogers ist wohl Geschichte.»

«Ach, die Arme», sagte John. «So bald schon. Na ja, wahrscheinlich ist es besser so, ich meine, wenn man es früher herausbekommt als später.»

«Genau das haben wir ihr auch gesagt», meinte ich.

«In Ordnung», sagte er. «Ich nehme heute Abend den Bus zurück. Du glaubst doch nicht, dass sie heute noch in der

Galerie anruft, oder? Oder, Gott bewahre, etwa gleich dorthin geht?»

«Das bezweifle ich. Es sieht so aus, als wäre sie voll und ganz mit ihrem Unglück beschäftigt.»

«Du bist so herzlos, James. Das ist nicht normal. Ich mache mir Sorgen wegen dir.»

«Du solltest dir Sorgen um dich selbst machen. Wenn sie herausfindet, dass du die Galerie zugemacht hast, könnte sie selbst ein wenig herzlos werden.»

«Ich bin schon unterwegs», sagte John. «Ich packe bereits.»

Unter den gegebenen Umständen war es wohl das Beste, aus dem Haus zu verschwinden, also nahm ich unseren Hund, einen schwarzen Pudel namens Miró, mit auf den Hundeplatz am Washington Square. Miró, der anscheinend glaubt, ein Mensch zu sein, mag den Hundeplatz zwar nicht sonderlich, aber er sitzt stets geduldig neben mir auf der Bank und beobachtet die schlichten Vergnügungen der anderen Hunde mit amüsiertem Herablassung.

Direkt vor unserem Haus steht ein Baum, der ganz mit Springkraut und Efeu zugewachsen ist, und an dem kleinen Eisengitter, das ihn umfasst, hängen zwei Schilder. Auf dem einen steht IN GEDENKEN AN HOWARD MORRIS SHULEVITZ, PRÄSIDENT DER WOHNANLAGE 1980–1993. ER LIEBTE DIESE ANLAGE. Als ich das Schild das erste Mal sah, vor etwa sechs Jahren, als meine Eltern sich scheiden ließen (meine Mutter verkaufte die Wohnung, in der wir auf der West 79th Street gewohnt hatten, und wir zogen nach Downtown; mein Vater zog in ein scheußliches Donald-Trump-Hochhaus an der Upper East Side. Er hat eine dieser fürchterlichen Wohnungen mit riesigen Bogenfenstern, die man nicht aufmachen

kann, und Wasserhähnen aus falschem Gold und seltsamen, kostümierten Typen im Aufzug, die für den Fall da sind, dass man nicht weiß, wie man einen Knopf drückt), verstand ich es falsch, ich dachte, die Daten auf dem Schild wären Howard Morris Shulevitzs Geburts- und Todesjahr und er selbst wäre ein kleiner Junge gewesen, der eines tragischen frühen Todes gestorben war und dem die Bewohner der Anlage daraufhin posthum den Ehrentitel des Präsidenten verliehen hatten. Ich fühlte mich diesem Jungen sehr nahe, der ungefähr im gleichen Alter gestorben war, in dem ich damals war, und irgendwie spürte ich, dass ich sein Nachfolger werden musste. So gelobte ich, die Wohnanlage mit dergleichen Inbrunst zu lieben wie Howard, und ich stellte mir sogar vor, selbst jung zu sterben – ich dachte daran, mich aus dem Wohnzimmerfenster zu stürzen, so dass ich auf dem Bürgersteig vor dem Baum aufschlagen würde. Dann würde ich ein eigenes Schild bekommen, neben dem von Howard: JAMES DUNFOUR SVECK, ZWEITER PRÄSIDENT DER WOHNANLAGE, 1985–1997. AUCH ER LIEBTE DIESE ANLAGE. Dummerweise erzählte ich meiner Mutter von dieser kleinen Träumerei, und sie erklärte mir, dass Howard Morris Shulevitz wahrscheinlich ein alter Mann gewesen war, ein kleinkariierter Tyrann, der nichts Besseres zu tun gehabt hatte, als seinen Nachbarn wegen Verstößen gegen die Hausordnung auf die Nerven zu fallen. Auf dem zweiten Schild am Gitter steht unübersehbar: HUNDE SIND AN DER LEINE ZU FÜHREN. Ich weiß nicht mehr genau, wann dieses Schild angebracht wurde, und man kann nur vermuten, weshalb es wohl notwendig war, doch ich finde es jedes Mal wieder bedrückend, diese beiden Schilder da nebeneinander hängen zu sehen, denn selbst wenn Howard Morris Shulevitz, wie meine Mutter glaubt, ein unangenehmer Mensch war, hat er es wirklich verdient, dass man seiner neben einem Schild

gedenkt, auf dem HUNDE SIND AN DER LEINE ZU FÜHREN steht? Ich finde diese Angewohnheit, Dinge nach den Verstorbenen zu benennen, überhaupt sehr irritierend. Ich sitze nicht gern auf einer Bank, die als Gedenkstätte an das Leben eines Menschen erinnern soll. Das wirkt so respektlos. Wenn man eines Menschen gedenken will, finde ich, sollte man entweder gleich ein richtiges Denkmal wie das Lincoln Memorial bauen oder lieber ganz die Finger davon lassen.

Der Hundepplatz ist dieser rundum eingezäunte Bereich im Park, und wenn man durch die beiden Tore, die man niemals gleichzeitig aufmachen darf, will man nicht zum Tode verurteilt werden, gegangen ist, kann man seinen Hund von der Leine lassen, und er kann mit seinesgleichen herumtollen. Als ich so um vier Uhr dort ankam, war der Platz ziemlich leer. Die Leute, die keinen vernünftigen Job haben und tagsüber auf den Hundepplatz gehen, waren schon weg, und die Leute mit vernünftigen Jobs waren noch nicht da. So blieben nur ein paar Hundesitter übrig mit einer bunten Mischung von Hunden, von denen keiner zum Herumtollen aufgelegt schien. Miró trottete zu unserer Lieblingsbank, die zu dieser Tageszeit glücklicherweise im Schatten stand, und sprang hinauf. Ich setzte mich neben ihn, aber er wandte sich ab und ignorierte mich. In unseren vier Wänden ist Miró ein sehr anhängliches Tier, doch in der Öffentlichkeit benimmt er sich wie ein Teenager, der die Zärtlichkeiten seiner Eltern verschmäht. Ich vermute, Miró glaubt, das würde sonst nicht zu seinem Ich-bin-kein-Hund-Gehabe passen.

Auf dem Hundepplatz herrscht so ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, das ich hasse. Diese irgendwie selbstgefällige Freundlichkeit, die allen Hundebesitzern zu eigen ist und die ihnen anscheinend das Recht gibt, jeden anzusprechen. Niemand würde sich um mich kümmern, wenn ich einfach nur

auf einer Bank im Park sitzen würde, aber auf dem Hundeplatz kommt man sich vor wie auf einem weit entfernten, bizarren Planeten der Herzlichkeit. «Ist das ein Pudel?», fragen die Leute oder «Ist das ein Er oder eine Sie?», oder irgendeine andere schwachsinnige Frage. Zum Glück unterhalten sich die Hundesitter, schließlich sind es Profis, nur mit ihresgleichen, genau wie Kindermädchen und Mütter, die, wie mir aufgefallen ist, auf dem Spielplatz nie miteinander reden: Wie die Hundesitter und die Hundebesitzer bleiben sie jeweils unter sich. Und so wurden Miró und ich in Ruhe gelassen. Miró sah einen Augenblick zu den anderen Hunden hinüber, dann seufzte er und ließ sich langsam auf die Bank nieder, wobei er mich ein wenig mit dem Hinterbein schubste, um ausreichend Platz zum Hinlegen zu haben. Aber ich weigerte mich zu rutschen, und so musste er den Kopf über das Ende der Bank hängen lassen. Die Art und Weise, wie er das tat, gab mir zu verstehen, dass es sehr schwer ist, ein Hund zu sein.

Ich dachte an meine Mutter und ihre unerwartete Rückkehr. Es überraschte mich nicht, dass die Ehe gescheitert war – schon vom ersten Moment an, vor nicht einmal acht Monaten, war irgendetwas an Mr. Rogers komisch gewesen –, aber ich hatte geglaubt, sie würde länger als nur ein paar Tage halten. Mit meinem Vater war meine Mutter fünfzehn Jahre lang verheiratet gewesen, und drei Jahre mit ihrem zweiten Mann, also hatte ich angenommen, ihre dritte Ehe würde sich proportional dazu verhalten. Ich versuchte auszurechnen, wie viel Prozent von fünfzehn Jahren drei Jahre waren, um dann auszurechnen, wie lang die entsprechende Dauer bezogen auf drei Jahre war – konnten es vier Tage sein? Leider war ich noch nie gut in Mathe. Zahlen interessieren mich einfach nicht und erscheinen mir nicht so wirklich wie Wörter.

Doch ob es nun proportional war oder nicht, auf jeden Fall

waren vier Tage enttäuschend kurz für eine Ehe. Und man könnte ja auch meinen, das Verhältnis müsste genau andersherum sein – mit jeder weiteren Ehe sollte man besser darin werden, nicht schlechter. Unter diesen Umständen würde meine Mutter, sollte sie es wagen, noch einmal zu heiraten, am Altar stehen gelassen.

Mein Vater hat nicht wieder geheiratet – die Frau, für die er meine Mutter verlassen hatte, war tragischerweise vollkommen unerwartet an Eierstockkrebs gestorben, bevor die beiden sich scheiden lassen und wieder heiraten konnten, der Krebs hatte sich als schneller erwiesen als das Scheidungsgericht; und ich glaube, dass sich mein Vater, obwohl er nicht religiös ist (meine Eltern wurden im Rainbow Room im Rockefeller Center von einem Richter getraut), durch diesen Tod in gewisser Weise bestraft fühlte, und seitdem hatte er zahlreiche kurze Affären mit viel jüngeren Frauen gehabt, die irgendwie alle die gleichen, unecht aussehenden blonden «Highlights» im perfekt gestylten braunen Haar trugen. (Ich habe keine Ahnung, ob das eine Frage des Alters oder ein Fetisch meines Vaters ist.)

Am Abend ging meine Mutter zu Hilda Temple, ihrer Lebensberaterin. Meine Mutter hatte jahrelang herkömmliche Therapien gemacht (genau genommen hatte sie die letzten paar Jahre beim Psychiater verbracht), doch kurz bevor sie Mr. Rogers kennenlernte, hatte sie entschieden, dass die herkömmlichen Therapien bei ihr «nicht wirkten», und eine Lebensberaterin aufgesucht. Eine Lebensberatung läuft so ab, dass man seinem Berater sagt, welche Ziele man hat, und der Lebensberater unterstützt/nervt einen dann so lange, bis man die genannten Ziele erreicht hat oder (was wahrscheinlicher ist) zu einer anderen Art der Therapie übergeht. Eines der Ziele meiner

Mutter war es gewesen, Mr. Rogers kennenzulernen – na ja, nicht speziell Mr. Rogers, und im Nachhinein ganz sicher nicht Mr. Rogers; das Ziel lautete, einen Partner zu finden –, und mit Hildas Hilfe (oder Einmischung) war dies recht bald erreicht worden.

Während meine Mutter unterwegs war, teilte Gillian mir mit, was sie erfahren hatte. Anscheinend hatte Mr. Rogers die Scheck- und Kreditkarten meiner Mutter gestohlen oder sich zumindest «geborgt», als sie auf ihrem ehelichen Lager schlummerte, und damit irgendwie 3000 Dollar abgehoben, die er samt und sonders in den wenigen kurzen Morgenstunden erfolgreich verspielte. (Als sie später ihre Kreditkartenrechnung bekam, sah meine Mutter, dass er auch noch ein paar Stripperinnen – die auf der Rechnung ganz diskret unter dem Posten «Persönliche Unterhaltung» ausgewiesen wurden – bezahlt und sich einen tragbaren Humidor für 1500 Dollar, Zigarren im Wert von 800 Dollar sowie ein Dutzend Paar Kaschmirsocken gekauft hatte.)

Als meine Mutter von ihrem Gipfeltreffen mit Hilda Temple zurückkehrte, war ich in meinem Zimmer. Gillian war nach Uptown gefahren, um sich mit Herrn Schultz zu treffen. Ich konnte hören, wie meine Mutter eine Zeit lang im Wohnzimmer mit Miró sprach. Ich war schon immer etwas eifersüchtig darauf gewesen, wie viel meine Mutter mit dem Hund spricht. Im Grunde glaube ich, dass wir alle mehr mit Miró sprechen als miteinander. Dann hörte ich, wie sie über den Flur ging. Ich saß an meinem Schreibtisch und sah mir im Internet Häuser an, die in kleinen Städtchen im Mittleren Westen zum Verkauf standen. Es ist erstaunlich, was man in einem Staat wie Nebraska für 100000 Dollar bekommt. Ich hörte, wie meine Mutter in der Tür zu meinem Zimmer stehen blieb, aber ich schaute nicht auf.

«Du bist ja zu Hause», sagte sie.

Da diese Tatsache offen zutage lag, sah ich keinen Grund, sie zu bestätigen oder zu leugnen.

«Ich dachte, du wärst vielleicht unterwegs», sagte sie. «Solltest du nicht unterwegs sein?»

«Wo denn?»

«Ich weiß auch nicht: irgendwo. Auf einer Party oder so. Im Kino. Du bist achtzehn, und es ist Freitagabend.»

«Donnerstagabend.»

«Wie auch immer», sagte sie. «Auf jeden Fall solltest du unterwegs sein. Ich mache mir Sorgen um dich. Was machst du gerade?»

«Ich sehe mir Häuser an.»

«Häuser? Was für Häuser?»

«Häuser zum Kaufen.»

«Ist das nicht eine ziemlich komische Beschäftigung? Ich wusste gar nicht, dass du dir ein Haus kaufen willst.»

«Will ich nicht», sagte ich. «Ich sehe sie mir nur an.»

Einen Augenblick lang stand sie einfach so da.

Ich drehte mich um. «Was tust du da?», fragte ich.

«Ich sehe dich nur an», sagte sie. «Noch bevor ich es richtig begriffen habe, wirst du schon weg sein.»

Ich soll diesen Herbst auf die Brown University in Rhode Island gehen. Na ja, eigentlich sogar schon nächsten Monat: Ende August findet da irgend so eine schreckliche Einführung für die Studienanfänger statt. Mir graut schon davor.

Meine Mutter setzte sich auf mein Bett.

«Tut mir leid, das mit Mr. Rogers», sagte ich. «Gillian hat mir erzählt, was passiert ist.»

Meine Mutter schwieg.

«Was hat Hilda denn dazu gesagt?», fragte ich.

Sie schaute mich an und rieb sich die Augen. Sie sah müde

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Peter Cameron**Du wirst schon noch sehen wozu es gut ist**
RomanGebundenes Buch mit Schutzumschlag, 256 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-8135-0308-1Knaus

Erscheinungstermin: September 2008

Peter Cameron erzählt die Geschichte des 18-jährigen James, der sich den Spielregeln seiner erfolgreichen Eltern vehement verweigert. James sucht seinen Platz nicht in der dekadenten Welt der New Yorker Upper Class, sondern im „echten“ Leben fern aller Heuchelei und Verlogenheit. Ein „Fänger im Roggen“ des 21. Jahrhunderts – provokant, klug und zornig.

Es ist ein heißer Sommer in New York City, aber James leidet nicht nur unter der Hitze, sondern auch unter der Forderung seiner Eltern, endlich vernünftig und erwachsen zu werden. Im Herbst soll er auf die Universität gehen, die Eltern haben seine Zukunft haargenau geplant, alles ist entschieden. Doch für James ist die Vorstellung, genau so zu enden wie seine Eltern, ein Gräuel. Seine Mutter hat gerade ihre dritte Ehe in den Sand gesetzt, sein Vater hat nichts anderes im Kopf, als den besten Schönheitschirurgen für seine Tränensäcke zu finden. Auf gar keinen Fall will James so werden wie seine Eltern. Für eine Welt, in der man mit Hunden mehr spricht als mit Menschen, in der man sich ständig belügt und die eigene Angst und Hilflosigkeit hinter Floskeln verbirgt, hat er nichts übrig. Er will ein sinnvolles Leben führen. Mit der naiven Arroganz eines 18-jährigen fordert er die Erwachsenen heraus. Dabei gerät er in einen Sog aus Zweifel und Mutlosigkeit, bevor er schließlich seinen eigenen Weg findet.

**Der Titel im Katalog**